

# Goldene Blumen.

Criminalroman von Champol.

(24. Fortsetzung.)

„Diese Freude am Rätselspielen konnte ihr indeß auf die Dauer nicht genügen. Im gleichen Maße, wie ihr Haß gegen den Gatten wuchs, auch ihre Leidenschaft für den Abwesenden. Gewissermaßen als Ersatz für ihn wollte sie wenigstens die Beziehungen mit seiner Schwester und mit ihrem gemeinschaftlichen Vaterkind unterhalten, einem Anaben, den den Namen seines Onkels Adrien trug. . . Richtig, ich habe Ihnen wohl noch gar nicht gesagt, daß der Geliebte Adrien hieß?“

Anstatt sich eine Antwort aus Sylvie's wohlbeherrschtem Gesicht zu holen, betrachtete Lepage jetzt ihre Hände. Sie hatte nicht daran gedacht, auch ihre Hände in Bann zu halten, deren lange Finger und breite Daumen in feierlicher, vielversprechender Haltung die Wollstränge aufzubrechen, als wollten sie des Doctor's Wert nachahmen, der haben um haben ihres feingepönnelten Kästgenwebes zerriß.

„Bald“, fuhr er fort, „trieb die innere Unruhe sie zum Neugierigen. Sie es, daß der Bräutigam ihr wegen ihrer Heirath jünte, sei es, daß die Entfernung seine Gefühle abgekühlt hatte: Adrien's Antworten auf ihre flammenden Briefe wurden immer spärlicher.“

Mittlerweile war aber gerade zu der Zeit, da man es am wenigsten erwartete, die alte Tante gestorben, ohne Testament, und Adrien, der befürchtet hatte, enterbt zu werden, erhielt für seinen Theil eine Million. Stellen Sie sich die Schilager da: war er, der beiferechte Reichthum; bald würde Adrien zurückkehren, und wenn auch seine Treue in's Wanken geraten sein sollte, so war er jedenfalls leicht zurückzuerobern. Nur die Freiheit fehlte dieser Frau noch, um das Ziel ihres ganzen Lebens zu erreichen. Hatten Sie sie jetzt, nach dem, was ich von ihr erzählte, nicht für fähig, sich diese Freiheit zu verschaffen, selbst um den Preis eines Verbrechens?

Von dem, was nun folgt, weiß ich nicht mehr als Sie. Allein ich möchte jetzt dieselbe Schlussfolgerung ziehen, wie Sie neulich Hauptmann Gerbault gegenüber: für den war der Tod des Herrn Dulaurier nicht nur ein Vortheil, sondern eine dringende Nothwendigkeit! Und glauben Sie ferner nicht, daß diejenige, die schon einmal ein Verbrechen verübt hat, auch im Stande ist, ein zweites zu begehen, indem sie einen Unschuldigen anlagte?

Eine tiefe, nachdenkliche Stille war Lepage's ruhigen, fast höhnischen Wortes gefolgt. Endlich erhob sich Sylvie und sagte, sich dem Doctor gegenüber stellend:

„Was hat Sie veranlaßt, diesen Roman zu erfinden?“

Sie war ebenso ruhig wie er; der gleiche Hohn, die gleiche Verachtung sprachen aus ihren Worten. Trotzdem, als zwei einander würdige Gegner, sahen sie sich an.

„Sie beleidigen mich in meiner Frauenwürde, in meinem Wittwen-schmerz“, fuhr sie mit erhobener Stimme fort. „Ich werde mich übrigens nicht betraffen lassen, Ihre Verleumdungen, die ich mit einem einzigen Worte vernichten könnte, zu widerlegen. Selbst wenn das, was Sie behaupten, wahr wäre, so könnten Sie es doch niemals wissen, ebenso wenig als irgend ein anderer Mensch auf der Welt, er wäre denn in meine innersten Gedanken und in mein Gewissen eingedrungen.“

Die Schlussfolgerung war überraschend richtig.

„Ja, Herr Doctor“, warf der Untersuchungsrichter ein, „wie kommen Sie dazu, diese Behauptungen aufzustellen?“

„Wird es denn nicht auch eine göttliche Vorsehung?“

Diesmal war sein Ton ernst. Lepage schien plötzlich zu wachsen, sich über seine Umgebung hinaus zur Höhe jener göttlichen Vorsehung zu erheben, die er anrief und die ihn zu ihrem Volltreiber bestimmte hatte.

„Hören Sie mich an“, nahm er wieder das Wort. „Ich kenne den Hauptmann Gerbault seit seiner und meiner frühesten Kindheit, und ich kenne ihn als einen edlen, vornehmen Charakter. Ich vertraue ihm ebenso sehr, wie mir selbst, vielleicht noch mehr. Als ich vorgestern Abend seine Verhaftung erfuhr, war ich sprachlos; niedergeschmettert kann ich nicht sagen, denn keine Unschuld war mir zu sehr über jeden Zweifel erhaben, als daß ich von ihrer demnachstigen Verurteilung nicht überzeugt gewesen wäre. Aber schon der Irrthum war höchst unangenehm für ihn und noch unangenehmer für das Gericht. Er mußte also so rasch als möglich gehoben werden. Sobald jedoch Hauptmann Gerbault unschuldig war, konnte nur Frau Dulaurier die Schuldige sein.“

„Wie nun aber diese Thatsache beweisen? Ich hatte Frau Dulaurier niemals gesehen, oder vielmehr ich hatte sie erst dem Tage, da sie in mein Speichzimmer gekommen war und mir ihren bekannten Vorschlag machte, nicht wiederzusehen. Nichts hätte mich somit irgend eine Beziehung zwischen meiner seltsamen Patientin in Paris

und jener Unbekannten in Toulouse ahnen lassen, wenn mir der Zufall nicht zu Hülfe gekommen wäre: der von der Vorsehung herbeigeführte Zufall. Eine Aehnlichkeit war es, ein kleines äußeres Merkmal, das auf beide paßte, dem ich aber keine Bedeutung beigemessen und auf das hin ich auch niemals einen Verdacht geschöpft hätte. Erst als ich von dem Verbrechen erfuhr, fiel es mir ein. . .“

Der höhnische Ausdruck auf Sylvie's Gesicht verschwand, triumphierend lächelte sie jetzt auf, sodas ihre kleinen, spitzen Zähne zum Vorschein kamen.

„Ich danke Ihnen, Herr Doctor, für die Beantwortung meiner Vorhin an Sie gerichteten Frage. Sie sind der beste Freund des Hauptmanns Gerbault, wir kennen also jetzt das Interesse, von dem Sie sich leiten lassen. Außerdem haben Sie ja gewiß schon recht viele Geistesranke behandelt, da ist es doch wahrhaftig nicht zu verwundern, wenn Ihnen die Naturerscheinung, von der Sie vorhin sprachen, auch einmal unter die Hände kam.“

Sie sprach damit das aus, was die anderen soeben auch gedacht hatten. Vergebens versuchten die von einer Leberzeugung zur andern geschleuderten Richter sich aus diesem Wirrwarr herauszuwinden.

„Nur Geduld!“ versetzte der Doctor ruhig. „Vermuthungen genügt mir natürlich nicht, und zum Glück hatte ich diejenigen zur Hand, die mir die Lösung des Räthselns verschaffen konnten; die gerade in Paris weilenden Erben Fräulein Chaperon's. Rasch eilte ich zu ihnen und fragte sie: Kennen Sie Frau Dulaurier? Ja, antworteten sie. Die Quelle war also gefunden; wenig nur fehlte noch, um alles zu ergründen.“

Sylvie hielt auch seinen neuen Ansturm stand. Obwohl sie ihr Lügengebäude von allen Seiten wanken sah, verlor sie den Kopf nicht. Es würden sich schon andere Lügen finden lassen, um die Löcher zuzustopfen und die Trümmer aufzurichten zu können. Ihre unerschütterliche Willensstärke und unerschöpfliche Einbildungskraft verließen sie nicht.

„Ich habe niemals geahnet, daß meine Freundin die Richtige Fräulein Chaperon's war. Was aber den Roman anbelangt, den Sie auf diese Thatsache hin aufbauen, so genügt zu seiner Widerlegung allein schon seine Unwahrscheinlichkeit. Wer außer Ihnen kann denn bezeugen, daß jene Person zu Ihnen kam und Sie hat, Fräulein Chaperon zu ermorden? Wer will sie in mir wiedererkennen?“

Der Kampf dauerte fort. Voll Spannung, aber noch immer unsicher, verfolgten ihn die Gerichtspersonen.

Ohne Sylvie's gewichtigen Einwurf zu beachten, fuhr der Doctor fort:

„Diese Moissonat's sind nicht nur brave, sondern auch vorrichtige Leute. Raum war das Wort „Gericht“ gefallen, so schüttelten sie mir rückhaltlos ihr Herz aus. Daß wir wenigstens nicht in die Geschichte verwickelt werden, wiederholten sie, während jedes das, was es wußte, preisgab. Ja, ich fand sogar jemand, der noch gefälliger war als sie. . .“

Lepage's kleines, häßliches Gesicht mit den spöttischen blinzeln den Augen lachte plötzlich einen geradezu erschreckenden Ausdruck eifigen Hohnes an. Vergebens ließ Sylvie die magnetische Zauberhand ihrer Blide über ihn ausstrahlen, vergebens entfalteten sich lodend und drohend zugleich die goldenen Blumen, er bemerkte sie nicht einmal. Ihm war es, als sehe er Germaine's blaue, thränenüberströmte Augen vor sich und daneben ein noch reineres Augenpaar, das in seinem letzten Glanze erstrahlte und deren Besizerin ihn um Hülfe anzufluchen schien. Und indem er an den Freund seiner Jugend, den braven Mann und pflichtgetreuen Soldaten dachte, dem diese Glende soviel Kummer bereite, schweute er sich nicht, sie nun sinnerseits zu quälen.

„Ich habe den Helden des Trauerspiels gefunden, den von Dahome zurückgekehrten Herrn Adrien Chaperon.“

„Adrien Chaperon!“ wiederholte Sylvie ansehend ruhig. Allein sie erlebte dabei bis in die Lippen. Dieser Hieb hatte nun doch getroffen.

Von dem ich beauftragt worden bin, Frau Dulaurier einige ihrer Briefe zurückzuversenden und zwar durch Vermittelung des Herrn Untersuchungsrichters.“

Dabei zog Lepage ein Paded Briefe aus der Tasche und reichte sie dem Richter, der gierig darnach griff. Sylvie, die einige Schritte vorwärts gestürzt war, hatte die Schrift erkannt.

„Wo haben Sie das gestohlen?“ schrie sie. „Wo?“

Erschrocken führten die Anwesenden zusammen. Das war nicht mehr dieselbe Stimme und auch nicht mehr dieselbe Person. Am ganzen Leibe bebend stand die Frau vor ihnen. Die Mäule hatte sie abgeworfen, und nun war das Gesicht einer Furie zum Vorschein gekommen. Es schien, als wolle sie sich auf ihren Gegner stürzen, ihn

trahen und beißen — während die ruhige Antwort des Doctors noch herausfordernd klang:

„Ja, ja, so ist es, meine Gnädige. Es gibt Männer, bei denen der Sinn für's Praktische alles andere überwiegt, und die in der Art, wie sie sich überflüssiger Dinge entledigen, nicht wählerisch sind. Diese Briefe aber waren doch mehr oder weniger lästig für einen jungen Ehemann.“

Sylvie's Gesicht war plötzlich wieder das eines Weibes geworden, eines angstfüllen, verrathenen, tiefbestürzten Weibes. Sie bemerkte nicht einmal, daß sie sich in diesem Augenblick durch ihr Benehmen selbst das Urtheil sprach, daß sie sich von Lepage auf den Punkt führen ließ, wohin er sie hatte führen wollen, und daß Gerichtspersonen als Zeugen anwesend waren, die sie scharf beobachteten und ihre Schwärze zu Protokoll nahmen.

„Sie lügen!“ schrie sie. „Sie sind ein gemeiner Lügner!“

„In unserem Falle können allerdings nur schriftliche Beweise in Betracht kommen“, antwortete Lepage, aus seiner anderen Tasche eine Zeitung ziehend, die er Sylvie vorhielt, krähen er zu den Richtern gewandt sagte:

„Herr Chaperon hat sich nämlich sogleich nach seiner Ankunft in Paris mit einer jungen Amerikanerin verheiratet, die er auf dem Schiffe kennen gelernt hatte, das ihn nach Frankreich zurückbrachte. Der Hochzeitszug fuhr mit dem Brautpaar an der Spitze in seinem Lebermuth sogar auf dem Rade zur Kirche, was zu diesem Zeitungsartikel Veranlassung gab, der letzten Sonntag, also am gleichen Tage, wo Frau Dulaurier ihren Gatten ermordete, erschienen ist. So geht es, wenn man seine Zeitungen liest!“

Sylvie antwortete nichts.

Dachte sie an das nutzlos begangene Verbrechen oder an die Gefahr, worin sie jetzt schwebte, oder empfand sie nur ein Gefühl dumpfer Erstickung? Jedenfalls machte sie den Eindruck, als seien mit dem verruchten Ziele, dem sie ihr Leben und ihre Kräfte gewidmet hatte, auch diese Kräfte selbst plötzlich erloschen.

Trübe und wie leblos waren ihre Augen auf Lepage gerichtet, sodas er in diesem Augenblick fast Witleid mit ihr empfand.

„Bestehen Sie noch immer darauf, den Hauptmann Gerbault des Mordes anzuklagen?“

„Nein“, antwortete Sylvie, sich wieder segnend, mit matter Stimme, indem sie mit der Hand über die Lippen fuhr, an deren Rande blutig gefärbter Schaum perlte. So heftig war ihre innere Erregung, daß sie sich nicht einmal nach außen Luft machen konnte, und diese Starrheit wirkte erschreckender, als der heftigste Wuthausbruch.

„Erlernen Sie sich an seiner Statt für schuldig?“ warf der Untersuchungsrichter lebhaft ein.

Schwerfällig die Hand hebend, zeigte sie auf eine Zeitung und stammelte: „Der Schuldige ist dieser Mann.“

Dann wies sie sich von neuem die Lippen ab, wandte den Kopf nach dem Garten und schien nichts mehr zu hören und zu sehen.

Hinter ihr berathschlagten die Herren. Der im ersten Augenblick gefasste Entschluß, sie festzunehmen, war wieder verworfen worden. Man wollte zuerst selbst in Ruhe die Sache prüfen und ihr Zeit lassen, sich zu rufen. Morgen, wenn die Angaben sich geklärt und bestätigt haben, sollte sie fortgebracht werden. Bis dahin genigte es, das Haus zu bewachen. . .

Ohne daß die junge Frau es zu bemerken schien, hatten die fünf Herren den Salon verlassen. Schwelgend gingen sie an der Dienerin vorüber, die noch immer auf der Terrasse mit Nähen beschäftigt war; hierauf stiegen sie in den Wagen, wo Lepage diesmal den Vorderbühnen einnehmen mußte.

„Sie haben uns eine außerordentlich werthvolle Unterstützung zu Theil werden lassen, Herr Doctor“, sagte etwas verlegen der Untersuchungsrichter, bei dem die Freude, die Unschuld gegen das Kaiser unterliegen zu sehen, den Verdrus darüber, daß er eine Dummheit begangen hatte, nicht ganz zu überwinden vermochte.

Ein schallhaftes Lächeln blühte einem Augenblick über Lepage's ernste Züge.

„Zufälligen Umständen ist eigentlich alles zu verdanken, meine Herren, und dann vielleicht auch einer schlechten Angewohnheit von mir.“

„Wieso?“

„Meinem ausgesprochenen Widerspruchsgesicht. Ihr Richter pflegt doch gewöhnlich zu sagen: „Du est la femme?“ Ich aber dachte, es sei viel leicht ausnahmsweise angezeigt, auch einmal zu fragen: „Du est l'homme?““

Lange schon hatte sich das Geräusch des Wagens im Getriebe der Vorstadt verloren, und auch das fröhliche Leben und Treiben verstummt allmählich mit dem hereinbrechenden Abend.

Auf den Platz, wo Sylvie noch immer saß, fielen die schrägen Strahlen der untergehenden Sonne, aber unter ihrer Einwirkung farbte sich weder die tödliche Blässe ihres starren Gesichts, noch senkten sich die Lider der weit geöffneten Augen. Die ganze überschäumende Lebhaftigkeit ihres Wesens hatte sich in ihr Inneres geflüchtet, und in dieser fast leblosen äußerlichen Hülle tobte eine ganze Welt von Jammer und Wuth. Mit der Aufbietung ihrer ganzen Willenskraft suchte sie nach einem Punkt, woran sie ihr Da-sein klammern, nach einem Ziel, dem sie zustreben könnte — aber sie fand nichts.

Die Stunden verstrichen. Schatten zeichneten sich auf Sylvie's weissem Gesicht, und im Garten erblaneten die Blumen. Die Sonne war verschwunden, bald würde sich die Nacht herniedersinken — und nach dieser Nacht brach ein neuer Tag an.

Ein Schauer schüttelte Sylvie's Glieder, und mit einem heftigen Aufschrei stand sie auf.

Diese Nacht war die letzte Frist, die man ihr zur Ausführung ihres tollen, ehrgeizigen Strebens nach etwas Großartigem, über das Gewöhnliche hinausreichendem gewährte. Diese wenigen Stunden nur blieben ihr noch, um dem entschlichen und, was noch schlimmer war: alltäglichen Schicksal zu entkommen, das an der Schwelle des nächsten Tages auf sie lauerte.

Sie besah sich im Spiegel, und es gelang ihr, zu lächeln. Ihr eiserne Wille hatte ihre erschlafften Glieder wieder belebt. Noch einen letzten verzweifelnden, großem Bild ließ sie über den weis tapazierten, kleinen Salon und die grünen Möbel hinstreifen. Sie gedachte der langen Tage, der endlosen Abende, die sie hier mit Edmond verbracht hatte, und deren tödlicher Langeweile sie nur dadurch entgangen war, daß sie sich mit der Zukunft beschäftigte und sich mit teuflischer Freude ihren Sieg und den Untergang anderer ausmalte.

Hätte sie diese Zeit noch einmal durchleben mögen? Nein. Nur ihre Hoffnung dahin war, wo hätten ihre trostlosen Gedanken noch Zuflucht finden können, da sie weder den rettenden Anker religiöser Lebens fannte, jemals hatte kennen lernen wollen, noch jene Liebe, woran so viele Frauenschicksale einen zuverlässigen Halt finden und sich dadurch, selbst im schwersten Schiffsbruch, die Ehre und immerhin einen gewissen Grad von Glück bewahren: die Liebe zur Pflicht, die weisse und klügliche irdische Liebe.

Sie verließ die Salon. In der Vorhalle traf sie die Aufwartefrau, die halb ungeduldig fragte:

„Eben Frau Dulaurier nicht bei Ihren Eltern?“

„Doch, doch, nachher. Sie können aber schon jetzt nach Hause gehen“ — eine Aufforderung, die sich die gute Frau, auf die ein Mann und eine Schaar Kinder warteten, nicht zweimal sagen ließ.

Sobald Sylvie allein war, verschloß sie sorgfältig das auf die Straße gehende Hauptthür. Schon brach die Nacht herein. Es war keine Zeit mehr zu verlieren. Geisterhaft leuchteten die großen weißen Lilien auf ihren hohen Stengeln; Rosen, Nelken und Nelken dufteten — diese Blumen glaubten alle wohl im Frieden der Nacht Schutz und Ruhe zu finden, um am anderen Morgen beim frühlichen Sonnenschein noch frischer und schöner zu erwachen, aber selbst dem Frieden der Nacht darf man nicht trauen.

Sylvie näherte sich einem gelben Rosenkranz, dem am üppigsten blühenden von allen. Sie neigte sich zu ihm herunter, ein kleines Messer fuhr blitzend über einen Zweig hin, dann erhob sich Sylvie wieder: nicht nur eine Rose hatte sie abgeschnitten, die ganze Krone war gefallen. Und nun ging sie zu den anderen Rosenstöcken, dann zu den Lilien und Nelken, zu Geisblatt und den Jasminsträuchern — zu all den Blumen, deren scharfe Gerüche ihr Gatte mit Vorliebe eingeathmet hatte.

Trotz der zunehmenden Dunkelheit vollendete sie ihre Ernte, bis der Garten schließlich sein frühestes trübliches Aussehen angenommen hatte.

Oben in ihrem Zimmer angelangt, betrachtete sie ihre Schätze. Nein, wahrhaftig, sie hätte nie gedacht, daß dieser Garten so viele Blumen hervorbringen könnte! Und in dem kleinen, niedrigen Zimmer mit den geschlossenen Läden und zugezogenen Vorhängen — wie viel härter noch dufteten sie da, als draußen im Freien!

Hierauf ging sie zu dem kleinen, verborgenen Wandschrank, der den Richtern entgangen war, und entnahm ihm das gewünschte Kleid, das sie im Löwenthale getragen, daselbst, worin sie neulich ihr süßes nächtliches Unternehmen ausgeführt hatte, und an dem man das von Estelle gerissene Loch finden würde. Sie warf ihr Trauerkleid ab und zog das graue an. Sie sollten es nun alle sehen, dieses Kleid, damit sie sich davon überzeugen konnten, wie sie von ihr hinter's Licht geführt worden waren. Was für erstaunte Gesichter würden sie machen!

Der Geruch im Zimmer steigerte sich, er wurde allmählich herausfend, betäubend. Sylvie fuhr sich mit der Hand über die Stirne; schon kühlte sie Kopfschmerzen.

Zum Glück war jetzt nicht mehr viel zu thun. Sie nahm aus demselben Schrank ein Paded Briefe, von denen manche schon sieben Jahre alt waren und die sie unter Anwendung unerhörter List, die deren Reiz verdoppelte, in Empfang genommen und verpackt gehalten hatte. Diesen Briefen mußte auch jetzt noch etwas von ihrem bezaubernden Zauber innenwohnen, denn sie sollten die Arbeit der Blumen unterziehen. Auf das Pädchen schrieb sie dieselben Worte, die sie schon beim Verhör ausgesprochen hatte, und über die ihre Gedanken nicht hinausgingen:

„Er ist der Schuldige!“

Noch einmal besah sie sich im Spiegel und ordnete ihre Haar. Sie war blaß, aber was schadete das? Morgen

würde sie es ja noch weit mehr sein. Eines nur bedauerte sie, daß sie die Augen nicht offen behalten konnte. Wie sie funkelten! Noch nie zuvor hatten sich die goldenen Blumen so herrlich entfaltet. Doch einerlei, an Blumen fehlte es ja hier nicht. Sie war nur ein armes, unscheinbares Geschöpf gewesen, dessen Sehnen darin gipfelte, sich mit Glanz und Herrlichkeit zu umgeben. Was sie im Leben nicht hatte erreichen können, im Tode endlich würde es ihr zu Theil werden.

Auch diese Nacht verging wie alle anderen, in ihrem Schooße die Leberlastungen bergend, die der kommende Morgen entbullen sollte.

Strahlender noch als am Tage zuvor, brach dieser Morgen an, und unter dem tiefblauen Himmel erwachte frisch und rosig die fröhliche Stadt Toulouse. Es war einer jener Tage, wo die Sonne sozusagen aus allen Richtungen kommt, alles durchdringt, und alle Menschen bescheinen möchte. Ein starker Strahl hatte sogar Mittel und Wege gefunden, sich durch das kleine Schiefefenster von Vincent Gerbault's Zelle zu stellen und ihn aufzuwecken.

Trotz der Grausamkeit der Gegenwart und der Sorge um die Zukunft hatte der Gesangene diese drei letzten Nächte geschlafen, sogar ruhig und friedlich geschlafen, denn jeden Abend war er von denselben süßen Worten in Schlummer gewiegt worden, die ihn auch heute wieder begrüßten: „Vincent, mein geliebter Bräutigam!“ Diese Worte hatten genügt, ihm die langen Stunden der Einsamkeit zu verflären. Er vernahm sie sogar während der ihm peinlichen Verhöre, und sie waren es, die den glücklichen Ausdruck auf dieses offene, ruhige Gesicht, von dem sogar die Richter sagen mußten, daß es das eines rechtschaffenen Mannes sei. Und in der That, Vincent Gerbault hatte sich während der drei seit seiner Verhaftung verflochtenen Tage nicht unglücklich gefühlt, wenigstens war das Gefühl des Glückes stets fester gewesen, als das des Unglücks.

(Fortsetzung folgt.)

## Speckseite und Ehe.

Vor kurzem berichtete die Presse aus England über die Wiederholung eines dort üblichen alten Vorkommens, nämlich die Austheilung von Speckseiten als Belohnung für friedliche und glückliche Eheleute, eine Sitte, die in Dunmow seit langer Zeit schon herrscht. Es wird nach zur Vornahme dieser Feierlichkeit alljährlich ein sogenanntes „Schwurgericht“ eingesetzt, bei dem das Geschworenentollegium aus sechs Jungfrauen und sechs Jungmännern zusammengesetzt ist, während ein besonders geachteter Bürger des Richteramts waltet. Für die jüngeren Ehepaare, die den Ruhm der Bewahrung ungetriebenen ehelichen Friedens in Anspruch nehmen, tritt ein Anwalt auf, ein zweiter Anwalt in der Person eines anderen Bürgers erscheint als Vertreter für den Spender der Speckseite.

Vor diesem „Schwurgericht“ nun erschienen eines Montags zwei Paare und leisteten einen Eid, dahingehend, daß sie seit ihrer Verheirathung nicht ein einziges hartes Wort zu einander gesprochen hätten. Eines dieser Paare war 33 Jahre mit einander verheirathet. Es hatte, die Richtigkeit ihrer Aussage vorausgesetzt, die Speckseite ehelich und ehrlich verdient.

Aber nicht nur in England, sondern auch in anderen Ländern ist ehemals die Speckseite als ein Wahrzeichen ehelichen Glückes angesehen worden.

Im Jahre 1781 wurde in Wien der am Eingang der noch heute bestehenden „Rothenthurmstraße“ der sogenannte Rothenthurm abgebrochen. Damit war eines der seltsamsten Wahrzeichen der Stadt, von dem die alten Nachrichten von Wien berichten, für immer verschwunden, eine Speckseite oder Speckswarte, die in der Höhe des Rothenthurmes aufgehängt war. Warum ein so eigenartiges Wahrzeichen dort angebracht wurde, darüber gibt uns die Ueberlieferung nachstehende Einzelheiten bekannt. Es sollen einmal die Weiber der Stadt Wien eine derartige Herrschaft über ihre Männer sich errungen haben, daß der Rath der Stadt sich veranlaßt sah, eine Speckseite oben am Thurm aufzuhängen mit der Aufforderung, daß jeder Ehemann diese herabholen und heimtragen dürfe, der sich bewußt sei, Herr in seinem Hause zu sein. Aber es habe sich, wie der Chronist berichtet, keiner gefunden. Nur von einem einzigen Veruche, der aber jämmerlich mißglückt sei, erzählt die Sage.

Noch im Anfang des 18. Jahrhunderts befand sich neben dieser Speckseite eine Aufschrift, auf der nachstehender Reimvers zu lesen war:

„Befindst dich irgend hier ein Mann, Der mit der Wahrheit sprechen kann, Daß ihm seine Heirath nicht getrauen, Und fürcht sich nicht vor seiner Frauen, Der mag diesen Baden herunterhauen.“

Jahrhunderte lang, so wird berichtet, hat die Speckseite unberührt in ihrer Höhe gehangen, ohne daß auch nur einer sich getraut hätte, sie herabzuholen. Und der oben angebeutete einmalige Versuch scheiterte, tomisch genug, eben an der Furcht vor der Frau des unbedachten Unternehmers. Als man nämlich eine Leiter herbeigebracht hatte, mittels deren er das Werk vollbringen wollte, trat er mit der Entschuldigung zurück, ein anderer möchte es vor ihm thun, denn wenn

er es thäte, möchte er seinen Nack beschmutzen und von seiner Frau übel angefahren werden.

Wie lange Zeit die natürliche Speckseite unter dem Rothenthurm gehangen, oder wie oft sie infolge Verwitterung hat ergänzt werden müssen, wird leider nicht erwähnt. Später wurde die natürliche Speckseite durch eine solche von Holz ersetzt, deren Aussehen durch Bemalung einer natürlichen ähnlich gemacht war.

Auch in Deutschland scheint dieser sonderbare Brauch während des Mittelalters nicht unbekannt gewesen zu sein. Es muß dies aus einer in dem Fastnachtsspiele „Der böse Rauch“ vorkommenden Stelle geschlossen werden, die auf eine ähnliche Sitte hindeuten scheint. Ein von seinem Weibe durchlagener Mann nämlich läßt sich dort also vernehmen:

„Ach mein Weib sein Herr und Mann, Namb mich der Herrschaft gar nicht an, Verhab ich seither gar durchauß Der Narr hab müssen sein im Hauß. Daß ich seither hab dieser Sachen In Teuttschland Hof den Schweinen haben Nie holen dürfen auff mein Eyd.“

Außer dieser Bezugnahme auf das „Nachenholen“ in einem Fastnachts-spiel hat Hans Sachs diese Sitte noch in einem besonderen Fastnachts-spiel zum Gegenstande der Bühnenbearbeitung auseinandergesetzt. Dies führt die Zitelangabe: „Ein schön kurzweilig Fastnachts-spiel mit dreien Personen, nämlich: Ein kleiner und zwen Vauern (Bauern), die holen den Bachen im Teuttschen Hoff“. Auch von einem neueren Dichter, J. N. Vogl, ist derselbe Gegenstand als Ballade bearbeitet worden.

Wenn nun auch allgemein bekannt ist, daß Sitten und Bräuche von einem Volke auf das andere sich leicht übertragen und namentlich auf verwandte Stämme überzugehen pflegen, so muß es gleichwohl in hohem Maße auffällig erscheinen, daß die Sitte der Speckseite auch jenseits des Kanals, in England, heimisch zu finden war.

Auf einer Gutsheerhaft in Wiltshire, auch Wiltshire genannt, in Staffordshire ist an das Land — die Landbesitzer — die Feudalpflicht geknüpft, zu jeder Zeit eine Speckseite bereit zu halten nebst einem halben Quarter — vier Bushel — Weizen, die jedem neuvermählten Paare zu verabreichen waren, das ein Jahr und einen Tag verbunden gewesen und erklären wollte, daß keines von Weiden seine Geschäften vertauschen möge, mit niemandem auf Erden, weder mit reicheren noch ärmeren, weder mit hübscherem noch häßlicherem, noch mit jemandem aus höherer Familie, weder wachend noch schlafend, zu keiner Zeit.“

In dem eingangs bereits erwähnten Dunmow in der Grafschaft Essex ist es beinahe sprichwörtlich geworden, eine zufriedene Ehe mit dem Verdienen der Dunmower Speckseite in Verbindung zu bringen, eine Thatsache, die bei verschiedenen Schriftstellern den Glauben erweckte, der Brauch sei nur dort eigenthümlich und überhaupt nur in England heimisch. Bei der kirchlichen Einsegnung der Ehe waren beide jungen Eheleute verpflichtet, ihren Entschluß in friedfertiger Gemeinschaft mit einander geben zu wollen, durch eine hierauf gerichtete Eidesformel zu bekräftigen. Dieses Eidesformel mußte „Ineend auf zwei Specksteinen“ geleistet werden. Die Steine werden noch heute im dortigen Kirchhof gezeigt. Mit wie lebhaftem Interesse die Speckseite als ein Wahrzeichen ehelichen Glückes angesehen worden.

Im Jahre 1781 wurde in Wien der am Eingang der noch heute bestehenden „Rothenthurmstraße“ der sogenannte Rothenthurm abgebrochen. Damit war eines der seltsamsten Wahrzeichen der Stadt, von dem die alten Nachrichten von Wien berichten, für immer verschwunden, eine Speckseite oder Speckswarte, die in der Höhe des Rothenthurmes aufgehängt war. Warum ein so eigenartiges Wahrzeichen dort angebracht wurde, darüber gibt uns die Ueberlieferung nachstehende Einzelheiten bekannt. Es sollen einmal die Weiber der Stadt Wien eine derartige Herrschaft über ihre Männer sich errungen haben, daß der Rath der Stadt sich veranlaßt sah, eine Speckseite oben am Thurm aufzuhängen mit der Aufforderung, daß jeder Ehemann diese herabholen und heimtragen dürfe, der sich bewußt sei, Herr in seinem Hause zu sein. Aber es habe sich, wie der Chronist berichtet, keiner gefunden. Nur von einem einzigen Veruche, der aber jämmerlich mißglückt sei, erzählt die Sage.

Noch im Anfang des 18. Jahrhunderts befand sich neben dieser Speckseite eine Aufschrift, auf der nachstehender Reimvers zu lesen war:

„Befindst dich irgend hier ein Mann, Der mit der Wahrheit sprechen kann, Daß ihm seine Heirath nicht getrauen, Und fürcht sich nicht vor seiner Frauen, Der mag diesen Baden herunterhauen.“

Jahrhunderte lang, so wird berichtet, hat die Speckseite unberührt in ihrer Höhe gehangen, ohne daß auch nur einer sich getraut hätte, sie herabzuholen. Und der oben angebeutete einmalige Versuch scheiterte, tomisch genug, eben an der Furcht vor der Frau des unbedachten Unternehmers. Als man nämlich eine Leiter herbeigebracht hatte, mittels deren er das Werk vollbringen wollte, trat er mit der Entschuldigung zurück, ein anderer möchte es vor ihm thun, denn wenn

er es thäte, möchte er seinen Nack beschmutzen und von seiner Frau übel angefahren werden.

Wie lange Zeit die natürliche Speckseite unter dem Rothenthurm gehangen, oder wie oft sie infolge Verwitterung hat ergänzt werden müssen, wird leider nicht erwähnt. Später wurde die natürliche Speckseite durch eine solche von Holz ersetzt, deren Aussehen durch Bemalung einer natürlichen ähnlich gemacht war.

Auch in Deutschland scheint dieser sonderbare Brauch während des Mittelalters nicht unbekannt gewesen zu sein. Es muß dies aus einer in dem Fastnachtsspiele „Der böse Rauch“ vorkommenden Stelle geschlossen werden, die auf eine ähnliche Sitte hindeuten scheint. Ein von seinem Weibe durchlagener Mann nämlich läßt sich dort also vernehmen:

„Ach mein Weib sein Herr und Mann, Namb mich der Herrschaft gar nicht an, Verhab ich seither gar durchauß Der Narr hab müssen sein im Hauß. Daß ich seither hab dieser Sachen In Teuttschland Hof den Schweinen haben Nie holen dürfen auff mein Eyd.“

Außer dieser Bezugnahme auf das „Nachenholen“ in einem Fastnachts-spiel hat Hans Sachs diese Sitte noch in einem besonderen Fastnachts-spiel zum Gegenstande der Bühnenbearbeitung auseinandergesetzt. Dies führt die Zitelangabe: „Ein schön kurzweilig Fastnachts-spiel mit dreien Personen, nämlich: Ein kleiner und zwen Vauern (Bauern), die holen den Bachen im Teuttschen Hoff“. Auch von einem neueren Dichter, J. N. Vogl, ist derselbe Gegenstand als Ballade bearbeitet worden.

Wenn nun auch allgemein bekannt ist, daß Sitten und Bräuche von einem Volke auf das andere sich leicht übertragen und namentlich auf verwandte Stämme überzugehen pflegen, so muß es gleichwohl in hohem Maße auffällig erscheinen, daß die Sitte der Speckseite auch jenseits des Kanals, in England, heimisch zu finden war.

Auf einer Gutsheerhaft in Wiltshire, auch Wiltshire genannt, in Staffordshire ist an das Land — die Landbesitzer — die Feudalpflicht geknüpft, zu jeder Zeit eine Speckseite bereit zu halten nebst einem halben Quarter — vier Bushel — Weizen, die jedem neuvermählten Paare zu verabreichen waren, das ein Jahr und einen Tag verbunden gewesen und erklären wollte, daß keines von Weiden seine Geschäften vertauschen möge, mit niemandem auf Erden, weder mit reicheren noch ärmeren, weder mit hübscherem noch häßlicherem, noch mit jemandem aus höherer Familie, weder wachend noch schlafend, zu keiner Zeit.“

In dem eingangs bereits erwähnten Dunmow in der Grafschaft Essex ist es beinahe sprichwörtlich geworden, eine zufriedene Ehe mit dem Verdienen der Dunmower Speckseite in Verbindung zu bringen, eine Thatsache, die bei verschiedenen Schriftstellern den Glauben erweckte, der Brauch sei nur dort eigenthümlich und überhaupt nur in England heimisch. Bei der kirchlichen Einsegnung der Ehe waren beide jungen Eheleute verpflichtet, ihren Entschluß in friedfertiger Gemeinschaft mit einander geben zu wollen, durch eine hierauf gerichtete Eidesformel zu bekräftigen. Dieses Eidesformel mußte „Ineend auf zwei Specksteinen“ geleistet werden. Die Steine werden noch heute im dortigen Kirchhof gezeigt. Mit wie lebhaftem Interesse die Speckseite als ein Wahrzeichen ehelichen Glückes angesehen worden.